

Wortbildung

Jan Bruners

1 Morphologie

Die Morphologie befasst sich mit der inneren Struktur von Wörtern, d.h. ihrem Aufbau aus **Morphemen**. Diese lassen sich definieren als kleinste, in ihren verschiedenen Vorkommen als formal einheitlich identifizierbare Folge von Segmenten, der (wenigstens) eine als einheitlich identifizierbare außerphonologische Eigenschaft zugeordnet ist. Die Menge der Morpheme wird üblicherweise eingeteilt in **gebundene** Morpheme, die nicht als selbständige Wörter vorkommen können und **freie** Morpheme, die gleichzeitig ein mono-morphemisches Wort darstellen (*Nest, Kind, Bett, grau, voll*). Bei den gebundenen Morphemen lassen sich Präfixe (*be-schreien, ent-steigen, Vor-gabe*) und Suffixe (*Find-er, Leist-ung*) unterscheiden

Bei der Analyse der Morphemstruktur einzelner Wörter muss man zunächst unterscheiden zwischen **Flexion**, d.h. der regelmäßigen Bildung grammatischer Formen eines zugrundeliegenden Wortes oder Wortstammes (*(der) Wald, (des) Waldes, (die) Wälder*) und der **Wortbildung**. Bei letzterer lassen sich wiederum **Derivation** (*prüf-, Prüf-ling, Prüf-ung, prüf-bar*) und **Komposition** (*Haus-tür, Skat-runde*) unterscheiden. Komposita werden meist definiert als Zusammenstellung zweier freier Morpheme, wobei Morpheme wie *Ehr-* (in *Ehrgefühl*) nicht frei vorkommen. Treffender ist deshalb eine Definition der Komposition als Verbindung von flektierbaren (Wort-)**Stämmen**. Dementsprechend ist ein Wort wie *Stachelbeere* als flektiertes Kompositum der Stämme *Stachel* und *Beer-* zu analysieren. Aus der Unterscheidung von Flexion und Derivation ergibt sich noch eine dritte Differenzierung der Menge der Morpheme: Eine Reihe von Suffixen können verschiedene Funktionen erfüllen, die man teils zur Flexion, teils zur Derivation rechnen wird:

- (1) Flexionsmorphem –en: Infinitivendung bei Verben, z.B. *komm-en*
- (2) Derivationsmorphem –en: Adjektivierung von bestimmten Nominalen, z.B. *gold-en*
- (3) Flexionsmorphem –er: Pluralendung, z.B. *Rind-er*
- (4) Derivationsmorphem –er: Nominalisierung von Verben, z.B. *Schwimm-er*

Schließlich muss noch das Phänomen der **Allomorphie** erwähnt werden: In einer Reihe von Fällen gibt es verschiedene Formelemente mit derselben grammatischen Funktion, z.B. können die Elemente *-en*, *-er*, *-s*, *-e* und *-n* alle zur Pluralbildung benutzt werden. Sie werden deshalb als Allomorphe des Pluralmorphems bezeichnet. Als eigentliches Morphem wird die abstrakte grammatische Funktion, die durch die Allomorphie dieses Morphems realisiert wird, bezeichnet.

Damit ist zwar der Gegenstandsbereich der Morphologie vage umrissen, dennoch sind wesentliche Fragen offen. Dazu zählt etwa die Frage, ob Flexion- analog zur Wortbildung – als Zusammenstellung zweier Morpheme zu analysieren sind. Jede Antwort auf diese Frage erfordert auch eine bestimmte Vorstellung vom Lexikon. Unter einer morphem-basierten Theorie betrachtet man alle morphologischen Prozesse als Zusammenstellungen von Morphemen und das Lexikon als eine Liste von Morphemen: *Kinder* wird analysiert als das Morphem *Kind* kombiniert mit einer der phonologischen Formen des Pluralmorphems. Vertritt man dagegen eine wort- oder stammbasierte Theorie (mit einem entsprechend „kleineren“ Lexikon), dann wird die Form *Kinder* analysiert als eine einzelne morphologische Einheit (*Kind*) mit einem Pluralmerkmal, das durch eine phonologische Regel appliziert wurde. Dass rechtsperiphere Elemente (Suffixe) in derivierten Wörtern als Kopf fungieren, lässt sich nicht für erstere Analyse ins Feld führen, denn in flektierten Wörtern kommen die kategorialen Merkmale (Subkategorisierungsmerkmale, syntaktische Kategorie) von links, die morphologischen Merkmale (Kasus, Genus, Numerus usw.) dagegen von rechts. Letztlich liegen die beiden Auffassungen aber nicht sehr weit auseinander, denn auch Vertreter einer Merkmalsanalyse nehmen teilweise eine Klammerstruktur der Merkmale an, die sich kaum noch von der traditionellen Auffassung unterscheidet.

1.1 Der Ort der Morphologie

Die nächste wichtige Frage ist die nach dem Ort der Morphologie innerhalb des Sprachsystems. In den *Syntactic Structures* (Chomsky 1957) wurde sie als Teil der Syntax betrachtet (**transformationelle Hypothese**): Alle Morpheme (Affixe und Wortstämme) wurden durch nicht-rekursive Phrasenstrukturregeln (Basisregeln) erzeugt und durch Transformationen zusammengefügt. Da solche Transformationen nicht bedeutungsverändernd wirken können, wurden paraphrasierende Sätze als Tiefenstruktur angenommen, für *Holzschuppen* etwa *Schuppen, der aus Holz besteht*, für den wiederum der vollständige Satz *Der Schuppen besteht aus Holz* als Ausgangsstruktur dient. Gegen eine solche Analyse morphologischer Prozesse spricht vor allem, dass die Bedeutung komplexer Wörter von verschiedenen Sprechern sehr unterschiedlich beurteilt wird und dass im Bereich der Derivation brauchbare Paraphrasen teilweise überhaupt nicht zur Verfügung stehen. Das gilt auch für idiomatisierte Wortbildungen (*Hasenfuß* ≠ *Fuß eines Hasen*). Zudem sind syntaktische Transformationen uneingeschränkt produktiv, während es im Bereich der Morphologie häufig unsystematische Lücken gibt (**Stehler*, **Verantworter*). Auch muss bei Transformationen getilgtes Material grundsätzlich rekonstruierbar sein (*recoverability of deletion*), was für komplexe Wörter nicht gilt: Ein *Holzschuppen* kann ein Schuppen sein, der aus Holz besteht, oder ein Schuppen, in dem Holz gelagert wird.

Aus diesen und anderen Gründen führte Chomsky (1965) das Lexikon als eigenständige Komponente des Gesamtsystems ein: Wörter und Morpheme sind im Lexikon aufgelistet und mit syntaktischen Eigenschaften versehen, welche ihre möglichen Umgebungen spezifizieren (Subkategorisierungsregeln). Lexikalische Einsetzungsregeln entnehmen dem Lexikon dessen Einträge und setzen sie an die passenden Stellen eines durch die Basisregeln erzeugten syntaktischen Strukturbaums ein. Chomsky (1970) argumentiert nun dafür, Nominalisierungen wie *Finder* direkt in der Basiskomponente der Grammatik, also vor den Transformationen anzusiedeln. Er verweist er auf den relativ unproduktiven Charakter dieser Bildungen, ihre strukturelle Ähnlichkeit mit mono-morphemischen Nomina und ihre distributionellen Charakteristika, die mit einer nicht-nominalen Tiefenstruktur unvereinbar sind: *Friedhelms Rat an Gottfried, nichts zu tun* vs. **Friedhelm rät an Gottfried, nichts zu tun*. Die Auffassung, dass zumindest einige derivierte Nomina im Lexikon aufgeführt sind, wird als **lexikalistische Hypothese** bezeichnet.

Die Annahme, dass nur unproduktive und idiosynkratische komplexe Wörter im Lexikon gelistet sind bzw. deriviert werden, ist die „schwache“ Version der lexikalistischen Hypothese (**WLH**). Sie geht von einer „Arbeitsteilung“ zwischen Syntax und Lexikon aus, wobei unterschiedliche Kriterien angesetzt werden:

Syntax	Lexikon
Flexion	Derivation
prädiktabler/regulärer Output	idiosynkratischer/irregulärer Output
GFC-Morphologie	andere morphologische Prozesse

Das Lexikon ist der WLH zu Folge nicht nur eine Liste von Morphemen, sondern ein eigenes System und eine Hierarchie in der Anwendung der morphologischen Prozesse:

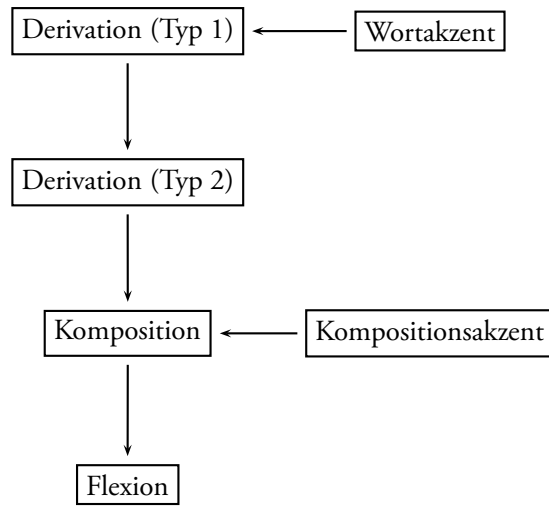


Abbildung 1: Hierarchie innerhalb des Lexikons

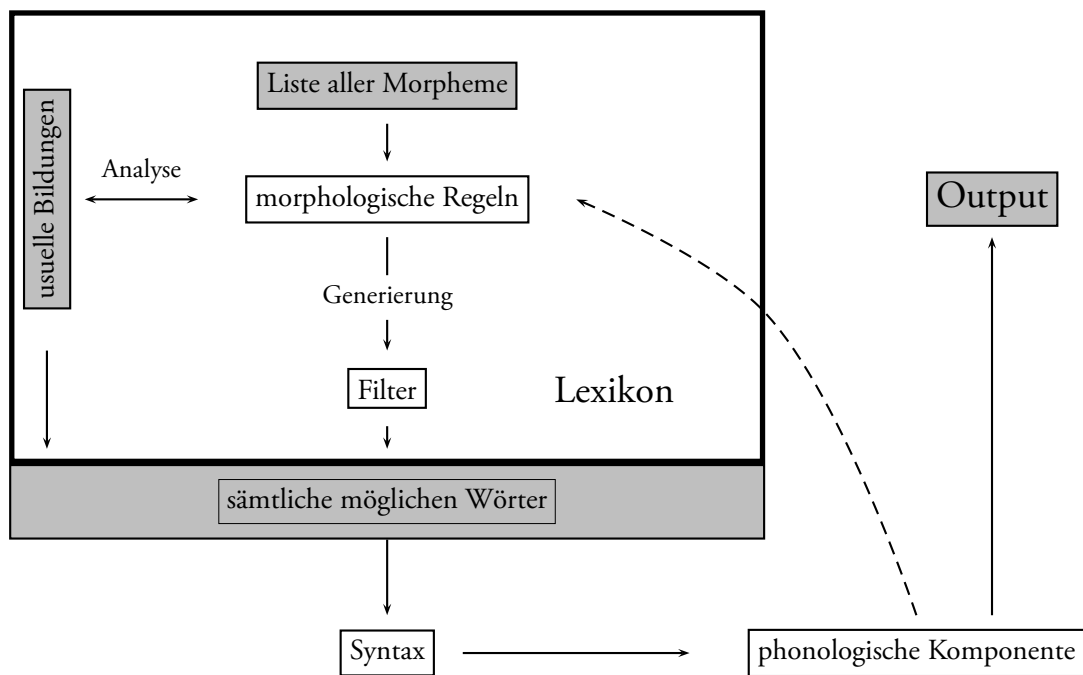


Abbildung 2: Das Lexikonmodell der WLH

Uneinigkeit besteht innerhalb der WLH nicht nur in Bezug auf die Frage, wo die Grenze zwischen Syntax und Lexikon zu lokalisieren sei, sondern auch im Hinblick auf das Verhältnis von Lexikon und Grammatik. Eine Version (WLH1) betrachtet das Lexikon als außergrammatisches System, das keinen genuin grammatischen Restriktionen unterliegt, eine andere (WLH2) geht von einer zweigeteilten Grammatik aus, deren autonome Subsysteme die Syntax und das Lexikon sind:

WLH1: Grammatik = Syntax

WLH2: Grammatik = Lexikon + Syntax

Diesen beiden Versionen steht die starke lexikalistische Hypothese (SLH) nach DiSciullo/Williams 1987 gegenüber, die eine einzige Klasse von morphologischen Objekten annimmt und eine grammatische Komponente, in der die morphologischen Strukturprinzipien definiert sind. Eine „Spaltung“ der Morphologie wie in der WLH wird prinzipiell ausgeschlossen; die Grenze verläuft vielmehr zwischen Morphologie und Syntax. Eine weitere Besonderheit dieser Auffassung ist die Unterscheidung des Lexikons (das nur eine Liste von Morphemen enthält) von der morphologischen Komponente der Grammatik. „Lexikalistisch“ ist deshalb strenggenommen ein etwas unpassendes Attribut, denn DiSciullo/Williams nehmen gerade eine vom Lexikon unabhängige morphologische Komponente an. Das Lexikon liefert nur den Input für morphologische Regeln und nimmt deren Output (lexikalisierte komplexe Wörter) auf.

Wörter sind der Atomizitätsthese der SLH zu Folge einerseits morphologische Objekte, aufgebaut aus morphologischen Atomen (Morphemen) durch Derivation und Komposition, andererseits syntaktische Atome, also unteilbare Bausteine der Syntax. Eine dritte Definition von Wort beschreibt es als „gelistetes Objekt des Lexikons“ (*listeme*), wobei nicht alle *listemes* Wörter sind; auch idiosynkratische Phrasen wie *die Katze aus dem Sack lassen* sind im Lexikon gelistet. Obwohl syntaktische Atome meist morphologische Konstruktionen sind, verweisen DiSciullo/Williams auf Gegenbeispiele: Manche Komposita im Französischen wie *boit-sans-soif* (trinkt-ohne-Durst) für *Säufer* werden als Nomina (X^0) aufgefasst, ohne morphologische Wörter zu sein. Vielmehr werden hier syntaktische Konstruktionen in Wörter „umetikettiert“ (gerade das betrachtet Spencer aber als Eingehen von syntaktischen Konstruktionen in die Wortbildung). Morphologie operiert der SLH zu Folge grundsätzlich nur mit Morphemen, niemals mit Wörtern; das bedeutet, dass komplexe Wörter mit mehr als zwei Gliedern synchron gebildet werden. Gegen diesen Ansatz spricht die Beibehaltung von idiosynkratischen Bedeutungen bei mehrfacher Derivation (*plural – pluralist – pluralistic*). Weiterhin ist die Wortbildung als paradigmatischer Prozess ein Argument gegen die SLH, denn das würde dem Lexikon eine linguistische Rolle statt einer nur psycholinguistischen Rolle zuordnen. Schließlich gibt es auch Evidenz dafür, Inkorporation mit Valenzalternation verknüpfen oder das Projektionsprinzip und das Theta-Kriterium zur Beschreibung der Struktur von Komposita verwenden, was der strikten Trennung von Morphologie und Syntax widerspricht.

Spencer führt deshalb eine Reihe von lexikalistischen Alternativen zu DiSciullo/Williams vor, die alle die Morphologie als unabhängige Komponente mit eigenen Prinzipien, Repräsentationen und

Wohlgeformtheitsbedingungen betrachten. Sein erster Kandidat ist Beard, der die morphosyntaktischen und semantischen Funktionen morphologischer Operationen von ihrer physikalischen Realisierung trennt (*Word-and-Paradigm theory*). Dafür spricht etwa das Phänomen der Allomorphie, bei dem einer Funktion (Pluralbildung) mehrere Realisierungen entsprechen: Sind die Varianten Allomorphe eines Morphems oder sind es unterschiedliche Morpheme? In einem strikt lexikalistischen Ansatz könnte man nur von sechs zufällig funktionsgleichen, aber unterschiedlichen Morphemen sprechen. Morphologische Prozesse mit verschiedenen Realisierungen können so überhaupt nicht beschrieben werden. In Beards **Separation Hypothesis** werden flektierende und derivierende Affixe deshalb von ihrer Funktion getrennt, sie sind nur Repräsentanten einer bestimmten Funktion (Plural, Adjektivierung, Nominalisierung usw.). Diese Funktionen sind grammatische Kategorien, die auf verschiedene Weisen realisiert werden können (s.o. Allomorphie). Man kann sich das so vorstellen: Die Agreement-Erfordernisse der Syntax verlangen bestimmte morphosyntaktische Eigenschaften, deren konkrete Realisierung durch Flexionsaffixe das Morphologiemodul übernimmt: *Die glücklichen [Mann, Nom, Pl] feiern* → *Die glücklichen Männer feiern*.

Beard unterscheidet zwischen Lexemen (den im Lexikon eingetragenen Wortstämmen) und Morphemen (Affixen). Affixe werden nicht als lexikalische Elemente betrachtet; weil es Nullmorpheme gibt (*sheep – sheep*), zum anderen werden Affixe selbst nicht deriviert. Drittens gehören Affixe nicht wie Lexeme zu einer bestimmten syntaktischen Kategorie (abgesehen von homonymen Wörtern, bei denen man Konversion annehmen kann), sondern meist zu mehreren (vgl. *-er*: Plural, Agentivierung). Viertens gehören Lexeme zu offenen Klassen, während Affixe als grammatische Morpheme zu einer geschlossenen Klasse gehören.

Das Morphologiemodul der Grammatik besteht bei Beard aus zwei Regeltypen: L-Regeln sind für Derivation und Flexion zuständig, M-Regeln für Affigierung und Umlautung. Bei einer Pluralisierung wie *cats* sind also ein Lexem (*cat*), ein Morphem (Plural, realisiert durch *-s*), eine L-Regel (Pluralisierung) und eine M-Regel (Suffigierung) beteiligt. In Beards Modell liefern die L-Rules (gemeinsam mit α) den Input für die M-Rules (die konkrete Realisierung von Derivation und Flexion). Damit enthält das Modell auch eine Ebene der Morphologischen Form, die als Input für die PF dient. Die Unterscheidung von L-Regeln und M-Regeln hat einige Vorteile: Konversion lässt sich so als derivationaler Prozess betrachten, der keinen morphologischen Prozess (keine M-Regel zur Suffigierung) involviert. Wenn man dagegen Konversion ausgeben als Verknüpfung zweier Lexikoneinträge (z.B. Verb und Nomen) mit identischer phonologischer Form betrachtet, kann man keinen Grund für diese Verknüpfung angeben. Umgekehrt können bei Beard M-Regeln auch ohne grammatische Funktion ausgeführt werden wie in *Seif-en-blase*, *Tag-e-buch*, *Bild-er-buch*, *läch-er-lich*.

Anders als Beard betrachtet Sadock die Morphologische Form nicht als Repräsentationsebene, sondern als Grammatikmodul wie die Kasustheorie. Ein sprachlicher Ausdruck muss auf jeder Ebene den Regeln der Syntax und der Morphologie entsprechen, ohne dass sich eine Hierarchie feststellen lässt. Sadock diskutiert drei Aspekte der Syntax-Morphologie-Interaktion: Bei der Klitisierung (*Tom's*

seen that film) wird das Klitikum 's morphologisch als Wortteil, syntaktisch aber als Hilfsverb repräsentiert. Das morphologische Modul repräsentiert Wortformen, die Syntax dagegen morphosyntaktische Wörter, d.h. Lexeme mit bestimmten Agreement- und Rektionseigenschaften. Der autolexikalische Ansatz besteht darin, zwischen der Form eines Wortes und seiner morphosyntaktischen Beschreibung zu unterscheiden. Sadock nennt zwei Beschränkungen: die Linearitätsbedingung erzwingt die gleiche Reihenfolge auf der syntaktischen und der morphologischen Ebene, während die Integritätsbedingung fordert, dass ein lexikalisches Element, das auf einer Ebene einen Schwesterknoten B hat, auf einer anderen Ebene C nur dann als Schwesterknoten haben kann, wenn B C dominiert, d.h. die grammatische Repräsentation mit den wenigsten Überkreuzungen ist die einzig mögliche. M.a.W.: Wenn zwei verschiedene Abfolgen für die syntaktische und die morphologische Struktur angenommen werden, muss die Integritätsbedingung erfüllt sein. Bei Reihenfolge-Konflikten gewinnen an der Oberfläche immer die morphologischen Erfordernisse, was wahrscheinlich daran liegt, dass syntaktische Wortstellungsvariation selbst in Sprachen mit fester Wortstellung eher erlaubt ist als Morphemstellungsvariation. Wenn man nun identische Reihenfolgemuster für beide Repräsentationen zu Grunde legt, zeigen sich bei der Nomeninkorporation einfache Fälle von Klammerparadoxa. Ein Problem für Sadocks Analyse ist das französische Klitikum *en*, das in einigen Konstruktionen beiden Beschränkungen widerspricht. Zudem bietet Sadock keine prinzipielle Erklärung für die Beobachtung, dass *en* nicht durch eine weitere NP von der NP getrennt sein kann, die es modifiziert. Klitisierung scheint sich – wie auch DiSciullo/Williams anmerken – gegen eine lexikalistische Behandlung zu sperren, denn ein Klitikum kann an Elemente angefügt werden, zu denen es nicht in Komplement- oder Spezifiziererrelation steht. Zudem weist Hendrick darauf hin, dass Klitika für das ECP und das Subjanzprinzip zugänglich sind. Syntaktische Ansätze sind die Bewegungs- und die Markierungs-Hypothese, die allerdings ununterscheidbar werden, wenn AGR als (bewegbarer) struktureller Kopf einer Phrase betrachtet wird.

Komposition ist ein besonderes Problem für die Unterscheidung von Morphologie, Lexikon und Syntax. Shibatani und Kageyama argumentieren, dass es im Japanischen neben der lexikalischen Komposition auch *post-syntactic compounding* gibt. Da dieser Prozess nach syntaktischen Operationen stattfindet, muss er auf den Output dieser Operationen zugreifen können. Komposition findet also auf allen Ebenen statt und ihre Form wird von den Eigenschaften der Ebene bestimmt, auf der sie stattfindet. Sie zeigen, dass die speziellen Komposita wie lexikalische Komposita gebildet werden, aber auf syntaktischen Phrasen operieren und auch den phrasalen Akzent (mehrere Akzenthöhen) beibehalten. Lexikalische Komposita haben demgegenüber nur einen zusammenhängenden Akzent. Postsyntaktische Komposita werden außerdem nicht durch den Genitivmarker *no* eingeleitet, wieder im Gegensatz zu lexikalischen. Anders als Nichtköpfe in lexikalischen Komposita sind diese Elemente in postsyntaktischen Komposita auch keine Inseln. Andererseits sind sie auch keine Phrasen, denn ihre Teile tragen keine Kasusmarker bzw. werden nicht flektiert. Die Autoren unterscheiden insgesamt zwischen lexikalischer, syntaktischer (z.B. Nomeninkorporation) und post-syntaktischer Komposition, denn wenn das Morphologie-Modul Zugang zum Lexikon und zum Output der Phonologie hat, ist es sinnvoll anzunehmen, dass es auch auf die Syntax Zugriff hat.

Mit der syntaktischen Komposition befasst sich Borer: Sie nimmt an, dass bestimmte Komposita

durch eine unabhängige Morphologie erzeugt werden, die Zugriff auf die Abbildung von D- auf S-Struktur hat. Im Hebräischen gibt es neben Komposita sog. *construct state nominals*, die sich weitgehend wie Komposita verhalten. Allerdings unterscheiden sie sich auch in einigen Punkten: So erlauben sie Konjunktion mit „und“, außerdem sind sie immer produktiv und haben immer eine kompositionelle (nicht idiosynkratische Bedeutung), und ihre Teile sind für Referenz zugänglich (anders als in Komposita, die anaphorische Inseln sind). Insgesamt kommen sie offenbar nicht als geschlossene Blöcke aus dem Lexikon. Borer nimmt deshalb an, dass *construct state nominals* vor der Ebene der S-Struktur gebildet werden (aber nicht später, denn für wh-Bewegung sind sie opak) und aus einem Nomen und einer NP bestehen (Komposita bestehen aus zwei Nomina). Das morphologische Prinzip der Perkolation gilt aber auch für Komposita, deshalb sollten morphologische Prinzipien grundsätzlich auf verschiedenen Ebenen der Grammatik operieren können. Borer's Modell sieht wie folgt aus: Wörter werden auf der D-Struktur nur dann eingefügt, wenn sie gelistet sind, und gelistete Wörter müssen lexikalisch voll spezifiziert sein. Wenn ein Wort dagegen nicht voll spezifiziert ist, kann es auch auf der S-Struktur eingesetzt werden. M.a.W.: Die Morphologie arbeitet parallel auf mehreren Ebenen. In *teeth-marks* wurde der Plural im Lexikon deriviert in *Her teeth are white* dagegen in der Syntax.

Spencer zieht folgendes Resumé aus den referierten Ansätzen: Die Frage nach dem Ort der Morphologie lässt sich zunächst zurückführen auf die Frage „Was ist ein Wort?“ Die starke lexikalistische Hypothese (DiSciullo/Williams) stützt sich vor allem auf die Wortform und definiert sie als morphologisches Objekt / syntaktisches Atom. Dadurch werden alle sprachlichen Eigenschaften eines Wortes – phonologisch, syntaktisch, semantisch – von den Eigenschaften der einzelnen Morpheme abgeleitet. Die schwache Variante der lexikalistischen Hypothese lässt einen Teil der Morphologie auch jenseits des Lexikons stattfinden; dazu zählen etwa die hebräischen *construct state nominals*; Klitisierung im Französischen oder die reguläre Flexion. Die Unterscheidung von lexikalischer Derivation und syntaktisch determinierter Flexion erfordert auch eine Unterscheidung zwischen Wortformen (*bin*) und morphosyntaktischen Wörtern (1.Pers.Sg. von *sein*). Ein weiterer Aspekt sind phonologische Wörter wie die *post-syntactic compounds*, die durch die Operation morphologischer Regeln nach der Anwendung syntaktischer Regeln auf PF gebildet werden. Schließlich deuten die Phrasenkomposita (*der Heute-lasse-ich-es-mir-gut-gehen-Tag*) darauf hin, dass syntaktische Konstruktionen Eingang in die Wortbildung finden können (obwohl DiSciullo/Williams solche Konstruktionen nicht als morphologische Wörter akzeptieren); dabei findet mit der Redefinition einer Phrase als Wort ähnliches statt wie bei den *post-syntactic compounds*.

Spencer betrachtet die Morphologie deshalb als autonomes Modul, nicht als Komponente oder Phase, durch die alle Derivate auf ihrem Weg von semantischer oder lexikalischer Struktur zur PF gehen. Vielmehr bildet die Morphologie ein Menge von Regeln und Prinzipien, die die Wohlgeformtheit von Wörtern auf alle Ebenen definieren. Das heißt, dass das Morphologiemodul mit der Syntax (Flexion) und mit dem Lexikon (Derivation, Komposition) interagiert. Spencer vertritt also eine Form der WLH2, in der das Lexikon nur eine Liste von Idiosynkrasien enthält. Dennoch läuft – über das autonome Morphologie-Modul – ein großer Teil der Wortbildung über das Lexikon, ohne dass die lexikalische Ebene der einzige Ort der Wortbildung ist.

Die drei lexikalistischen Hypothesen WLH1, WLH2 und SLH lassen sich anhand zweier Kriterien systematisieren: Zweiteilung der Morphologie und Zweiteilung der Grammatik. Das erste Kriterium bildet die geläufige stark/schwach-Unterscheidung ab, das zweite steht quer dazu: In WLH2 und SLH werden zwei distinkte Komponenten der Grammatik (Lexikon bzw. Morphologie) angenommen, in WLH1 besteht die Grammatik dagegen nur aus einer syntaktischen Komponente. Andererseits betrachten WLH1 und SLH das Lexikon im Gegensatz zur WLH2 als außergrammatisches System.

Den lexikalistischen Hypothesen gegenüber stehen Ansätze, die das X-bar-Schema der Syntax auf die Morphologie übertragen und damit Flexion und Wortbildung als syntaktischen Prozess auffassen. So schlägt etwa Lieber (1992) in ihrer „dekonstruierten Morphologie“ ein modifiziertes X-bar-Schema für die Morphologie vor (rekursive Struktur $X^0 \rightarrow X^0$). Durch diese Modifizierung basiert Liebers Modell allerdings auch auf dem Postulat einer zweigeteilten Grammatik, unterscheidet sich also nicht grundsätzlich von WLH2/SLH. Anders die „Syntax below Zero“ von Ackema (1994). Darin wird ein einheitliches X-bar-Prinzip mit negativen bar-level für die Morphologie vertreten (X^0 -Elemente immer maximale Projektionen von X^{-2} -Einheiten). Die Zweiteilung liegt damit auf der Ebene der atomaren Einheiten und lässt sich als idiosynkratische Eigenschaften der X^{-2} -Einheiten auffassen. Die Unifikation von Syntax und Morphologie ist durch identische grammatische Prinzipien und Restriktionen gewährleistet.

Eine zweigeteilte Grammatik (WLH2, SLH, Lieber) ist unter typologischem Aspekt nicht kompatibel mit UG. Im Prinzipien- und Parametermodell müsste man einen Parameter {Morphologie} annehmen, so dass analytische Sprachen als {-Morphologie}, polysynthetische Sprachen dagegen als {+Morphologie} parametrisiert wären. Das würde aber auch bedeuten, dass analytische Sprachen keine morphologische Komponente hätten. Aber selbst wenn man diese unplausible Möglichkeit akzeptiert: Es gibt keine rein analytischen / polysynthetischen Sprachen, deshalb reicht ein binärer Parameter nicht aus. Man braucht entweder einen Parameter mit n-nären Werten – der nichts anderes ist als die formale Darstellung eines Kontinuums – oder eine n-näre Menge von Konstruktionen mit einem eigenen Wert {+morphologisch} oder {-morphologisch}; und das sind nur konstruktionspezifische Regeln ‚in disguise‘. Die Split-Grammar-Hypothese ist unvereinbar mit dem UG-Grundsatz „Alle Sprachen sind gleich“, denn sie erlaubt nicht, die Gemeinsamkeiten hinter der Diversität, d.h. die universellen Eigenschaften der Sprache zu ermitteln. Deshalb können sie entsprechende Theorien zwar beobachtungsadäquat sein, aber nicht beschreibungsadäquat, da sie nur eine Reformulierung der typologischen Unterschiede als konstruktionspezifische Regeln bieten.

Ackemas „Syntax below zero“ ist dagegen kompatibel mit dem Prinzipien- und Parametermodell, denn bei ihm ergibt sich die Unterscheidung von polysynthetischen und analytischen Sprachen aus den idiosynkratischen Eigenschaften der X^{-2} -Elemente. Folglich ist eine syntaktische Wortbildungstheorie den lexikalistischen Theorien vorzuziehen.